

Briefe an Ernesto

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1956-2007]**

Band (Jahr): **42 (1959)**

Heft 8

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-410907>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

tesglauben her legt er, willkürlich und ohne alle Berechtigung, seinen christlichen Finalismus zuvor in das ganz reale Geschehen hinein, außerhalb des Lebensbereiches auch da hinein, wo er gar nicht hingehört. Nachher dann wundert er sich darüber, wie zweckmäßig und fürsorglich sein Gott in der Schöpfung im Interesse des Menschen wirke — und merkt nicht, daß er nur diejenige christliche Zweckgebundenheit herausholt, die er selbst vorher in das reale Geschehen hineingelegt hat. Wir denken an André Gide: «Vous ne l'y trouveriez pas, si vous ne l'y aviez pas mis!» Und nun will M. also auch den Wissenschaftler auf den christlichen Gottesglauben verpflichten, da ja Wissenschaft und Forschung, wie er meint und lehrt und verkündet, im Aufbau der Welt auf Schritt und Tritt auf diese göttliche Fürsorge für den Menschen, für das Leben stoße. Darum müssen wir Herrn M. Glaube und Gefolgschaft verweigern.

VIII. Bleibt noch die letzte bange Frage: was hat wohl die «Tat» bewogen, diesen christlichen Aufklärer zu publizieren? Will die «Tat», wie M., ihre religiös unsicher gewordenen Leser zum christlichen Gottesglauben zurückführen? Oder will sie bloß, einigen Leserwünschen entsprechend, einer elementaren Informationspflicht Genüge leisten? Im wohlverstandenen Interesse nehmen wir gerne an, daß nur diese zweite Möglichkeit in Frage komme.

Omikron

Zur Frage einer schweizerischen Botschaft beim Vatikan

I

Der KK-Parteitag in Basel vom Herbst 1958 brachte der nicht-katholischen Schweiz einige peinliche Ueberraschungen. Zu den Ueberraschungen in der Rede von Bundesrat Dr. G. Lepori haben wir uns in No. 2/1959 unseres Blattes bereits ausgesprochen. Auf eine andere Ueberraschung dieser Tagung sei doch nachträglich und in aller Kürze noch hingewiesen.

Briefe an Ernesto

(WFZ) Einer ungewöhnlich begabten, tapferen und tatkräftigen Frau aus dem hablichen Bürgertum der Romagna, geboren 1870 in Bologna, die sieben Kinder hingebend aufgezogen hatte, von denen sie zwei im blühenden Alter durch den Tod verlor, wurde ein drittes Kind, dem sie sich durch nächste Gesinnungsverwandtschaft besonders verbunden fühlte, durch dessen Verurteilung zu zwanzig Jahren Gefängnis wegen antifaschistischer Tätigkeit während dreizehn Jahren entzogen. Durch all diese Jahre der Gefangenschaft hin schrieb sie ihm jede Woche mindestens zwei Briefe. Aus den über fünftausend eng beschriebenen Seiten wurde bald nach ihrem vor zwei Jahren eingetretenen Tode eine kleine Auslese herausgegeben¹, die ein herzerwärmendes Bild von der Briefschreiberin gibt. Wir übersetzen daraus einige Stücke, die sich auf ihre negative Einstellung zur katholischen Kirche und zur kirchlichen Frömmigkeit beziehen.

In ihrer Kindheit war sie, die einzige Tochter einer verwitweten Dame, zur «standesgemäßen Erziehung» in ein Kloster gesteckt worden. Ueber das Leben, das sie dort im Alter von sieben bis fünfzehn Jahren gewissermaßen als Internierte zu führen oder, genauer, zu erdulden gehabt hatte, schrieb sie selber in den Lebenserinnerungen ihres hohen Alters: «Wie immer jemand sich ausmalen mag, was mein Institut im Jahre 1877 war, wird fern der

Gleich zu Beginn stellte der Partei-Präsident Bourgnone (Fribourg) die Forderung auf, die Schweiz solle beim Vatikan eine diplomatische Botschaft errichten; eine Forderung also, die auch früher schon gelegentlich aufgetaucht ist, auf deren Wiederholung und nachdrückliche Geltendmachung die schweizerische Öffentlichkeit jedoch nicht gefaßt war.

Die öffentliche Meinung reagierte sauer. Der schweizerische freisinnige Pressedienst zögerte nicht lange, winkte rasch ab. Was nun links vom Freisinn steht, wird kaum anders als negativ reagieren können. Damit wäre das Schicksal dieses Postulates vorerst wieder einmal entschieden.

II

Professor Dr. Alois Schenker, unser guter alter Bekannter, früher an der «Schweizerischen Kirchenzeitung», heute an der «Schildwache» tätig, ärgerte sich weidlich über diese Ablehnung. Er meinte, in dieser Frage habe die öffentliche Meinung überhaupt kein Mitspracherecht, der Bundesrat sei zur Regelung der auswärtigen Angelegenheiten unseres Bundesstaates und damit auch zur Errichtung einer schweizerischen Botschaft beim Vatikan allein zuständig.

III

Pfarrer Dr. Peter Vogelsanger, Chefredaktor der «Reformatio», leuchtet dem munteren katholischen Vorkämpfer im ersten Heft 1959 p. 56/57 so heim, wie es sich gehört. Wir können diese trübe Abrechnung Wort für Wort unterstreichen und setzen sie daher textgetreu hierher:

«Es scheint, daß Schenker mit der Akkreditierung eines Nuntius in Bern die Errichtung einer diplomatischen Vertretung beim Vatikan als völkerrechtlich notwendige, bis jetzt nur nicht vollzogene Konsequenz betrachtet. Hier irrt Goethe. Was aber das Mitspracherecht der öffentlichen Meinung betrifft, das Prof. Schenker in Abrede stellt, so wäre die Gegenfrage zu stellen, was denn in diesem Falle der Parteitag der Konservativen in Basel, an dem jene Forderung auf den Schild erhoben wurde, für ein Mitspracherecht an dieser Sache habe. Der konservative Parteitag ist doch wohl ein Organ der öffentlichen Meinung? Läuft also Schenkers Protest in erster Linie

Wirklichkeit bleiben. Die Nonnen waren höchst unwissend. Außer in den Handarbeiten, die sie vorzüglich verstanden, wußten sie nichts. Es waren arme Wesen, von anderen Nonnen erzogen und sozusagen zum Keuschheitsgelübde gezwungen gewesen. Die in Demut und Enthaltbarkeit verlebten Jahre hatten sie griesgrämig gemacht und feindlich gegen die armen Zöglinge. Die siebeneinhalb Jahre, die ich zwischen ihnen verbrachte, ohne auch nur einen einzigen Tag zuhause sein zu dürfen — so wollte es die Klosterregel — lassen sich mit einem wahren Gefängnisaufenthalt vergleichen. Nahrung kärglich und schlecht. Im Winter — in Bologna! — starb man vor Kälte, da im Kloster keine einzige Gelegenheit war, sich zu erwärmen. Oft habe ich geschlottert und geweint, weil der Frost mich einem vom Kreuz herabgenommenen Christus ähnlich gemacht hatte, so sehr waren meine Hände und Füße gekrümmt. Im Unterricht wurde alles vernachlässigt, außer der christlichen Lehre (die ich in verschiedenen Ausgaben habe studieren müssen) und der heiligen Geschichte. Es gab nie eine Prüfung; in der Geschichte bin ich bis zu Mucius Scaevola gekommen und in der Geographie bis zu einem Bißchen von Italien und den Hauptstädten Europas. Keine Naturwissenschaft, im Rechnen nur die vier Rechnungsarten. In meinem seit je vorhandenen Lesehunger verschlang ich die Leben — o je! — der Heiligen. Eines Tages wurde die gutmütige Italienisch-Lehrerin, die von draußen kam und mir die «Promessi sposi» mitgebracht hatte, von der Oberin gerufen und dafür getadelt. Das Buch aber wurde beschlagnahmt: Der Titel gab zu viel zu denken!...

Später habe ich erfahren, daß die sehr alte Madre Superiore viele Jahre lang die Geliebte des Kardinals Opizzoni gewesen war, der sie als blutjunges Mädchen in das Kloster gegeben hatte, als er

¹ Elide Rossi. Lettere ad Ernesto. Firenze, La Nuova Italia Editrice, 1958. Preis 1000 Lire.

auf einen scharfen Tadel an jenen konservativen Parteipräsidenten hinaus, der sich in Dinge gemischt hat, die ihn nichts angehen? Oder will er dem konservativen Parteitag Rechte zuerkennen, die er der reformierten Volksmehrheit verweigert? Wenn die Errichtung einer schweizerischen Botschaft beim Vatikan die protestantische Volksmehrheit nichts angeht, so geht sie auch die katholische Volksminderheit nichts an. Aber selbstverständlich steht diese Verweigerung des Mitspracherechtes staatsrechtlich auf wackeligen Füßen. Denn auch die Regelung der auswärtigen Beziehungen durch den Bundesrat untersteht wie jede andere Funktion im demokratischen Staate der letztinstanzlichen Kontrolle durch das Volk.»

IV

Da sitzt nun wirklich jeder Satz und jedes Wort. Wenn der schweizerische Protestantismus in Zukunft jeden unberechtigten römischen Vorstoß so mannhaft und so prompt zurückweist wie diesen letzten, so wird der neue schweizerische Ultramontanismus doch bald einmal einsehen, daß sich die nicht-katholische Mehrheit des Schweizervolkes von den Vorkämpfern der katholischen Minderheit nicht einfach verblüffen und über den Haufen rennen läßt, wie man sich das dort vorstellen mag. Eine solch mannhafte protestantische Abwehr dient unserem konfessionellen Frieden besser als alle schwächliche Nachgiebigkeit. EHB

Ernst Brauchlin

Gott sprach zu sich selber

teilweise im Freidenker im Vorabdruck erschienen (Nr. 1—7/1959), wird Anfang August rund 64 Seiten stark (A 5) in gefälliger Broschur ausgeliefert. Preis Fr. 2.50. Bestellungen an die Geschäftsstelle der FVS, Arbenzstraße 12, Zürich 8.

Apostolischer Delegat in Bologna war (das damals noch unter päpstlicher Herrschaft stand: Kirchenstaat!). Sie war das uneheleiche Kind eines Oesterreichers. Deshalb wurde der Einzug der österreichischen Truppen in Bologna hejubelt und unzählige Gebete für ihren Sieg zu Gott gesandt.

Man kann sagen, daß die Hälfte des Tages im Gebet verbracht wurde. Am Morgen, kaum aufgestanden, mußten wir beim Anziehen knien und beten. Nach dem Bettmachen mußten wir im Chor eine Viertelstunde beten. Nach beendeter Toilette stiegen wir in unsere kleine Kirche hinab zur Messe. Nach deren Beendigung, wieder eine gute halbe Stunde Gebet. Wenn die Glocke zum Unterricht rief, von neuem Gebet, und bei jedem Stundenschlag hatten wir im Chor zu deklamieren: ‚Gelobt sei Jesus, gelobt sei Maria und ihr Schöpfer. Gepriesen sei bis zum Ende der Zeiten der allerheiligste Name Jesu.‘ Mittags wurde das Angelus hergesagt, um 2 Uhr der Rosenkranz; ständig gab es Novenen für irgend einen Heiligen und für alle Madonnen (man beachte die Mehrzahl!). . . . So wollte ich, kaum aus dem Kolleg ausgetreten, nicht mehr in die Kirche, und langsam, langsam, indem ich viel über die katholische Religion las, bin ich im Alter dazu gelangt, all den Aberglauben, die Heuchelei und die Legenden der Kirche zu verlassen. Als ich zehn Jahre alt war, heiratete meine Mutter wieder und zog nach Bergamo. So sah ich sie nur zweimal im Jahre, wenn sie nach Bologna kam, um ihre Einkünfte einzuziehen. Sie blieb dann eine Woche und kam täglich mich besuchen. Doch gelang es mir nie, ihr zu sagen, wie schlecht es mir in jeder Beziehung in diesem Gefängnis ging, weil die Schwester Pförtnerin neben uns saß und auf alles horchte, was gesprochen wurde. ‚Was hier geschieht, darf nie aus diesen Mauern hinausgehen,‘ sagte die Oberin, und wehe uns, wenn

Der Silberstreifen am Horizont

(Fortsetzung*)

V.

Gerd-Günther Grau: «Christlicher Glaube und intellektuelle Redlichkeit. Eine religionsphilosophische Studie über Nietzsche.» Verlag G. Schulte-Bulmke, Frankfurt am Main. 1958. 315 Seiten.

Von den hier zu besprechenden Schriften präsentiert sich dieses Werk rein äußerlich einmal als besonders stattlich (315 Seiten!), als besonders würdig in seiner Ausstattung und anspruchsvoll im Titel. Hält es, was es in seinem Außern verspricht? Nicht durchwegs!

Ueber den Autor Grau erfahren wir nichts; kein Klappentext, keine Zeile im Buch gibt über ihn Auskunft. Sicherlich ist er ein gründlich belesener und tief gelehrter Herr — doch steht seiner publizistischen Auswirkung gerade diese profunde Gelehrsamkeit etwas im Weg. Die Sätze geraten meistens zu lang, zu kompliziert; sie häufen viele Nebensätze aufeinander und schachteln sie ineinander. Schuld daran ist die Ueberfülle dessen, was sich an Wissensstoff während des Niederschreibens in die Feder unseres gelehrten Autors drängt. So aber wird die Lektüre recht mühsam und kann nur demjenigen Leser zugemutet werden, der Zeit und Lust hat, in zäher Bemühung dem Autor den Kern dessen, was er sagen will, recht eigentlich abzurufen. Doch soll dieser Mißstand nicht über Wert oder Unwert des Buches entscheiden. Das Buch ist trotzdem wertvoll, denn folgendes ist seine Grundintention:

Grau will den verbissen-zornigen Kampf Nietzsches gegen den Christenglauben analysieren, begründen, will den Kampf aus seinen geistesgeschichtlichen, aus seinen psychisch-emotionalen und auch aus seinen intellektuell-philosophischen Motiven heraus verstehen, dem Gegenwartsdenken ins Bewußtsein zurückrufen und rechtfertigen.

So ist es denn eigentlich Nietzsche, der hier sein intellektuales Gewissen, der sein Gebot nach intellektueller Redlich-

keit erfahren hätte, daß sich jemand über irgend etwas beklagt hätte. Wir zitterten vor ihrer lauten und befehlenden Stimme und wußten, daß sie bereit sei, uns aufs strengste zu züchtigen.» . . . Ihrem Sohne schrieb sie einmal ins Gefängnis: «Ich weiß aus Erfahrung (7½ Jahr im Kloster), wie bedrückend das Leben ist, wenn es immer in derselben verbitternden Eintönigkeit verläuft . . . Die Gebete raubten den halben Tag, und wir plapperten sie so papageienhaft und widerwillig, daß sie gewiß nicht bis zum Throne Gottes drangen. Arme Nonnen, es scheint unmöglich, daß sie so stupide handeln konnten. Ich bin überzeugt, daß die meisten meiner Schulkameradinnen wie ich getan haben werden und nach dem Austritt in keine Kirche mehr gegangen sind; so sehr hat mich das blöde System angeekelt, das diese Unglückseligen übten, um uns Liebe zur Religion beizubringen. Ich nenne sie unglücklich, weil ich mich erinnere, wie nervös, hysterisch und anomal sie waren. Ich habe Achtung vor den Nonnen in den Krankenhäusern und Gefängnissen, weil es angesichts von Leiden schwer ist, nicht gütig zu werden. Aber die Nonnen des Kollegs wurden im Verkehr mit den jungen Mädchen schließlich schlecht und eifersüchtig.» (April 1938.)

Nach diesem Hinweis werden manche der folgenden Briefstellen menschlich verständlicher. Frau Rossi selber schreibt hierüber an ihren Sohn: «Vor 61 Jahren, am heutigen Datum, bin ich zur Welt gekommen. Heute kann ich ruhigen Gemüts die Bilanz des Schönen und Häßlichen, des Guten und Bösen ziehen, das ich in dieser langen Zeit gesehen, getan und ertragen habe. Kreuz und Unge- mach ließen nicht auf sich warten. In zartestem Alter wurde ich in jenes Kloster eingeschlossen, das mich so manchen Frühling herbergen sollte: in jenen Jahren, in denen man mehr als je das

keit dem Christglauben entgegenstellt. Nietzsche bezieht mit seinen Forderungen die radikalste Position in einem Kampf, der die gesamte Geschichte der neueren Philosophie durchzieht. Diese antichristliche Philosophie ist das Endstadium einer großen geistesgeschichtlichen Auseinandersetzung.

Der grimmige Kampf des Philosophen, der mit dem Hammer seiner Philosophie auf seinen Gegner loshämmernd, ist das große Anliegen und das zentrale Thema des Buches. Was der gelehrte Autor Grau dazu sagt, ist eine gewiß sehr subtile und gründlich durchdachte Exegese Nietzsches, geht aber auch gelegentlich über Nietzsche hinaus. Besonders eingehend werden von Nietzsche her durchleuchtet die Problemkreise: Der Ursprung der Lehre von der doppelten Wahrheit — Moral und Religion — Der Tod Gottes und der Nihilismus — das «Antichristentum» der Wissenschaft — die durch C. G. Jung heraufbeschworene Hiob-Situation des gegenwärtigen Denkens, darin besonders die große Hiobfrage nach der Redlichkeit Gottes.

Aber allenthalben ist es das blanke Gold der Sprache Nietzsches, das keck durch die abstrakt-versponnene Gelehrsamkeit des Autors Grau hindurchblitzt. Doch ist Grau so gründlich belesen, daß er auch Overbeck, Mauthner, C. G. Jung und andere Antagonisten des Christenglaubens zu Wort kommen läßt. Können wir den Autor Grau nicht gut zitieren, so doch Nietzsche. Nicht Nietzsche in den Ausbrüchen seines tobenden Affektes, wohl aber den Nietzsche, der mit überdurchschnittlichem Scharfblick die dunkelsten Tiefen unseres Problems durchleuchtet und durchschaut und der den Ertrag seiner Einsichten in eine wiederum überdurchschnittlich klare und wuchtige Sprache zu fassen weiß. Wir benützen die Gelegenheit, uns wieder einmal von der unglaublichen Darstellungskraft Nietzsches faszinieren zu lassen:

P. 18/19: «Ich sehe eine Möglichkeit vor mir von einem vollkommen überirdischen Zauber und Farbenreiz; ich sehe ein Schauspiel, so sinnreich, so wunderbar paradox zugleich, daß alle Gottheiten des Olymps einen Anlaß zu einem unsterblichen Gelächter gehabt hätten — Cesare Borgia als Papst! Versteht man mich? — Wohlan, das wäre der Sieg gewesen, nach dem ich heute allein verlange — damit wäre das Chri-

stentum abgeschafft! — Was geschah? Ein deutscher Mönch, Luther, kam nach Rom. Dieser Mönch, mit allen rachsüchtigen Instinkten eines verunglückten Priesters im Leibe, empörte sich in Rom gegen die Renaissance . . . Luther, dieses Verhängnis von Mönch, hat die Kirche, und, was tausendmal schlimmer war, das Christentum wieder hergestellt, in dem Augenblick, wo es unterlag.»

P. 21: «Immer noch wird durch die protestantische Lehre jener Grundirrtum fortgeplanzt: daß es nur auf den Glauben ankomme, und daß aus dem Glauben die Werke notwendig folgen müssen. Dies ist schlechterdings nicht wahr.»

P. 23: «Es sind meine Feinde, ich bekenne es, diese Deutschen: Ich verachte in ihnen jede Art von Begriffs- und Wertunsauberkeit, von Feigheit vor jedem rechtschaffenen Ja und Nein. Sie haben, seit einem Jahrtausend beinahe, alles verfilzt und verwirrt, woran sie mit ihren Fingern rührten, sie haben alle Halbheiten — Drei Achtelheiten! — auf dem Gewissen, an denen Europa krank ist — sie haben auch die unsauberste Art Christentum, die es gibt, die unheilbarste, die unwiderlegbarste, den Protestantismus auf dem Gewissen . . . Wenn man nicht fertig wird mit dem Christentum, die Deutschen werden schuld daran sein.»

P. 31: «Luther mußte dem Priester, nachdem er ihm das Weib gegeben hatte, die Ohrenbeichte nehmen, das war psychologisch richtig: aber damit war im Grunde der christliche Priester selbst abgeschafft, dessen tiefste Nützlichkeit immer die gewesen ist, ein heiliges Ohr, ein verschwiegener Brunnen, ein Grab für Geheimnisse zu sein.»

P. 36: «Es ist notwendig zu sagen, wen wir als unseren Gegensatz fühlen; die Theologen und alles, was Theologenblut im Leibe hat — unsere ganze Philosophie. — Unter Deutschen versteht man sofort, wenn ich sage, daß die Philosophie durch Theologenblut verderbt ist. Der protestantische Pfarrer ist der Großvater der deutschen Philosophie, der Protestantismus selbst ihr peccatum originale (Erbsünde).»

P. 37: «Die Deutschen haben zweimal, als eben mit ungeheurer Tapferkeit und Selbstüberwindung eine rechtschaffene, eine unzweideutige, eine vollkommen wissenschaftliche Denk-

Bedürfnis fühlt, von Pflege und Liebe umhegt zu sein, fand ich mich hingeworfen in eine dürre Umgebung, die gefühllos war für alles Schöne und Gute und die bis zu den Augen in stupidestem Aberglauben steckte. Leider bin ich ziemlich lange unter dem Einfluß dieser klösterlichen Erziehung gestanden. Ich kann ehrlich gestehen, daß er mir schlechte Dienste geleistet hat.

General B. erzählte mir eben von einem Wunder — sie ereignen sich jetzt, wie zur Zeit der Apostel —, das sich in einer Stadt Oberitaliens ereignet haben soll: Während der Priester die Menge segnete mit der erhobenen Monstranz, sei mehreren Personen das blutende, von Dornen umgebene Haupt des Erlösers erschienen. Nach dem Urteile des Priesters M. bedeute das ein Jahr der Schmerzen und des Blutes. Ich habe ihm erwidert, daß für solche Prophezeiung keine Visionen nötig seien und daß Jesus besser täte, sich teilnahmsvoller zu zeigen, indem er der geplagten Menschheit helfe. (Dezember 1930.)

. . . Und da sollen uns die Wunder trösten: Madonnen, die durch die Fabriksäle gehen und von allen gesehen werden. Bilder, die weinen, Statuen, die Blut schwitzen. Das Mittelalter blüht wieder auf im Jahre 1931!

Der General besucht mich wieder und spricht und spricht. Ich beuge mich auf meine Handarbeit, damit er in meinen gesenkten Augen nicht die Wirkung seines Geschwätzes lesen kann. Natürlich sein ‚Lieblingsthema‘ die Religion (wie er sagt) ist (sage ich) die vollständigste Unterwerfung unter die Dogmen der Heiligen Mutter Kirche. (Er erzählt von der unlängst geschehenen Wunderheilung einer todkranken Nonne und beklagt, daß die Ungläubigen sie für eine Hysterikerin erklären.) Oh Jesus! Sieh, wohin deine Gläubigen

geraten! Sie lassen dich eine Rolle spielen, die sehr der des Zauberkünstlers gleicht, der auf dem Marktplatz aus dem leeren Hut ein lebendiges Kaninchen, einen Blumenstrauß zieht. Ich habe dem General diplomatisch erwidert: „Indes läßt sich nicht leugnen, daß in den Leben der Heiligen Ereignisse berichtet werden, die die Ungläubigkeit rechtfertigen. So ist zum Beispiel nicht erklärt, wie der heilige Simon Jahrzehnte und Jahrzehnte lang auf einer hohen Säule lebte, wie er dort die Nächte immer stehend unter Schnee und Sturm verbringen konnte, wie er die heißen Sommer ertragen, seine Bedürfnisse verrichten, essen konnte . . . Und die heilige Katharina von Bologna, bei deren Geburt zu ihren Ehren ein Chor Engel auf dem Hausdach tanzte und sang und sie sogleich anfang, alle Samstage zu Ehren der Madonna zu fasten, die Milch ihrer Mutter verweigern. Nun, wenn sie als Heilige und mit Wundern in der Tasche geboren wurde, wo sind dann ihre eigenen Verdienste?“ — Der arme General bleibt etwas verlegen, aber dann rafft er sich auf und gibt zu, daß mitunter die Legende mit der Geschichte vermischt ist. Das Wesentliche aber sei, nicht zu sehr nachzuforschen, sondern Glauben zu haben! Ich meine mehr Glauben zu haben als er, aber sein kleinlicher Gott ist nicht der meine. Wenn er wirklich religiös wäre, würde er sich nicht immer über seine Lage beklagen, die doch wirklich allzusehr bevorzugt ist. Er sagt, daß ich ein Ausnahmestemperatur habe, weil ich immer heiter sei und mich nicht beklage. Aber wie kann man sich beklagen, wenn man ringsum nichts als Leid sieht? Vielleicht hätte ich Reue, wenn mir alles gut gegangen wäre. Indessen so, wo der liebe Gott mir ein gut Stück Schmerzen aufgebürdet hat, kann ich ihm, wenn ich ihn sehen werde, sagen: Rechnen wir ab; wenn ich nicht irre, habe ich etliches Guthaben! Fortsetzung folgt.